

Schreiben im Bermudadreieck von Geschichte, Literatur und Journalismus

(Referat am Deutschen Seminar der Universität Zürich, gehalten im Rahmen eines Symposiums am 12. September 2008)

Wenn man als Geschichtenerzähler in einer Kleinstadt lebt, ist das ein Vorteil, aber auch eine echte Hypothek. Meine Kleinstadt heisst Olten. Sie werden Olten nicht kennen, Olten kennt eigentlich niemand - eine ganz unspektakuläre Kleinstadt von heute noch gut 16'000 Einwohnern. Es geht ein Fluss mittendurch, das ist die Aare. Am linken Ufer steht der Bahnhof, rechts eine hübsche kleine Altstadt, und am Stadtrand gibt es ein paar Sportstadien, in denen Klubs zuhause sind, die gern ein wenig häufiger gewinnen könnten. Dort lebe ich und schreibe meine Geschichten - oft rein fiktionale, erfundene Geschichten, in denen erfundene Helden auf einer imaginierten Bühne fiktionale Dramen aufführen. Diese Helden kehren oft wieder von einer Kurzgeschichte zum nächsten Roman, und auch die Bühne ist meist die gleiche - eine namenlose, fiktive Kleinstadt von vielleicht 16'000 Einwohnern, die von einem Fluss durchschnitten wird, wobei am rechten Ufer der Bahnhof und am linken eine hübsche kleine Altstadt steht.

Aus dieser zufälligen Duplizität der Dinge schliessen meine Mitbürger gern, dass ich Oltner Geschichten schreiben würde, und insbesondere Geschichten über Oltnerinnen und Oltner. Das ist natürlich ein Missverständnis, denn darin unterscheidet sich ja die Dichtung von der Wahrheit, dass sie wohl von Menschen, Dingen und Begebenheiten ausgeht, die die der Dichter tatsächlich erlebt, gesehen, gehört, gelesen oder sonstwie empfunden hat - daraus macht er dann aber etwas ganz Neues, was es zuvor nicht gegeben hat. Das ist bekanntlich das Wesen des kreativen Prozesses. Ebenso klar ist aber, dass

dieser Unterschied zwischen Dichtung und Wahrheit ein recht feiner, akademischer ist, der ausser den Dichtern selbst nie jemanden interessiert. Für die Oltner jedenfalls schreibe ich einfach Oltner Geschichten und Schluss.

Übrigens hat es auch seine Vorteile, dass meine Mitbürger den Unterschied zwischen Dichtung und Wahrheit leugnen; etwa den, dass jedes Mal, wenn ein Buch von mir erscheint, alle Oltner in die Buchhandlung laufen, um das Buch zu kaufen, nach Hause zu tragen und dort sorgfältig darauf hin zu lesen - richtiggehend zu scannen, ich weiss es schon - ob sie selber diesmal vielleicht auch drin vorkommen; das halb hoffend, halb befürchtend. Und dann gibt es immer mal einen, der sich in einer Figur wiedererkennt - vorzugsweise in einer positiv besetzten, einem Helden - und der haut mir dann abends, wenn ich auf ein Bier in den Ratskeller gehe, auf die Schulter und sagt „Na du, hast mich erwischt!“ Das sind aber garantiert immer jene, an die ich mit keinem Gedanken gedacht habe, die ich womöglich nicht mal kenne, nie im Leben gesehen habe. Sollte ich aber umgekehrt tatsächlich ausnahmsweise mal einen real existierenden Menschen im Visier gehabt haben, so merkt der das nie. Der Mensch erkennt sich nicht, erstes Capus'sches Axiom. Er erkennt sich nicht, wenn ich nicht gleich seinen richtigen Namen, die Telefonnummer und auch noch die Sozialversicherungsnummer hinschreibe.

Auf die Dauer ist es ermüdend, immerfort vergeblich zu schwören, dass alles erstunken und erlogen sei, was man zu erzählen hat - umso mehr, als man zuvor stets möglichst plausibel lügen musste. Denn wer lügt, muss das glaubwürdig tun, das weiss jeder Lügner und jeder Romanschriftsteller; das Unwahrscheinliche und Absurde, der Zufall und das eigentlich Unmögliche sind mir als Erzähler verboten; sobald die Leser mir meine Geschichten nicht mehr glauben, werden sie meine Bücher nicht mehr kaufen, und ich muss Taxi fahren gehen. Deshalb ist es nicht wahr, was manche Historiker, die das enge Korsett der Wissenschaftlichkeit zwick, manchmal neidvoll

glauben: dass die Freiheit des Dichters grenzenlos sei. Zwar ist unser Korsett tatsächlich weniger eng und zwickt nicht so; andererseits sind wir so stets gezwungen, selbst an unsere Form zu denken und gegebenenfalls den Bauch einzuziehen.

Manchmal hat es auch unangenehme Folgen, dass die Leute immer für wahr halten wollen, was der Dichter so schreibt. Ich habe einmal eine Kurzgeschichte verfasst über eine Familie, deren Kleinsten ganz schlimm die Treppe hinuntergefallen ist und im Krankenhaus liegt. Als dann die Geschichte drei Jahre später in einer Zeitschrift erschien, habe ich mich monatelang kaum mehr ins Städtchen getraut, weil die Leute auf dem Gehsteig mich am Ellbogen festhielten und sagten: Jesses, ich hatte ja keine Ahnung! Wie geht's denn eurem Kleinen? Und wenn ich dann ausführte, dass die Geschichte reine Fiktion sei, erstunken und erlogen und aus den Fingern gesogen, und dass der Kleine gerade im Kindergarten sei und ich unterwegs, ihn abzuholen, schauten mir die Leute mitfühlend in die Augen und sagten: Verstehe - aber gute Besserung, gell!

Es ist wirklich anstrengend, Lügengeschichten zu erzählen. Vielleicht ist das der Grund, weshalb ich über die Jahre die Sehnsucht entwickelt habe, mich auch mal vor die Leute hinzustellen und zu sagen: Hört mal zu, ich habe euch da eine Geschichte zu erzählen - die ist jetzt aber nicht erfunden, sondern hat sich genau so zugetragen! Die Haltung des aufrichtig Berichtenden ist erzählerisch eine sehr angenehme, viel weniger anstrengend als die ewige Lüge. Denn wer die Wahrheit erzählt, kann sich um Plausibilität foutieren und den unglaublichsten Kram erzählen - und der Leser muss ihm alles abkaufen, weil es doch die Wahrheit ist! So gesehen lässt das zwickende Korsett des Historikers oft mehr Freiheiten zu als das weite Wams des Geschichtenerzählers, der immer um den Glauben des Lesers buhlen muss. Wobei sich dann allerdings, wie wir alle wissen, stets die Frage stellt, was denn nun wirklich wahr sei und was nicht. Damit sind wir wiederum zur

Frage zurückgekehrt, worin sich Dichtung und
Geschichtsschreibung denn unterscheiden.

In diesem Zusammenhang möchte ich mit Alfred Döblin gleich zu Beginn festhalten: „Der historische Roman ist erstens ein Roman und zweitens keine Historie.“¹ Umgekehrt liesse sich sagen, dass Geschichtsschreibung erstens eine Schreibung ist, zweitens aber nicht immer eine Geschichte erzählt – und wenn sie es doch tut, ist sie oft keine reine Historie mehr, sondern eher Dichtung – eine vertrackte Sache, um deren Klärung Geschichtsschreiber aller Couleurs sich seit bald zweieinhalbtausend Jahren bemühen. Schon Aristoteles hielt im neunten Kapitel seiner Poetik fest, „dass es nicht Aufgabe des Dichters ist mitzuteilen, was wirklich geschehen ist, sondern vielmehr, was geschehen könnte, d.h. das nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit Mögliche. Denn der Geschichtsschreiber und der Dichter unterscheiden sich nicht dadurch voneinander, dass sich der eine in Versen und der andere in Prosa mitteilt (...); sie unterscheiden sich vielmehr dadurch, dass der eine das wirkliche Geschehene mitteilt, der andere, was geschehen könnte. Daher ist Dichtung etwas Philosophischeres und Ernsthafteres als Geschichtsschreibung; denn die Dichtung teilt mehr das Allgemeine, die Geschichtsschreibung hingegen das Besondere mit.“²

Das ist hübsch formuliert und eine klare Sache, aber im richtigen Leben funktioniert diese Zweiteilung leider nicht so einfach. Das Problem ist, dass der Historiker und der Dichter auf derselben Weide grasen: Beide sammeln Erinnerungen an Menschen, die tatsächlich gelebt haben oder gelebt haben könnten, und beide versuchen zu verstehen, weshalb sie gelebt haben, wie sie gelebt haben. Ein Unterschied könnte auf den ersten Blick sein, dass der Geschichtsschreiber sich wirklich

¹ Döblin, Alfred: Der historische Roman und wir, in: Aufsätze zur Literatur. Olten/Freiburg:Walter, 1963, S. 171

² Aristoteles: Poetik. Griechisch/Deutsch. Übersetzt und hrsg. von Manfred Fuhrmann. Stuttgart: Reclam (1982). (=Universal-Bibliothek. 7828.), S. 29.

Vergangenem annimmt, während der Dichter eher dem Gegenwärtigen, immer noch Lebendigen zuneigt - aber das stimmt nicht; „denn Geschichten müssen vergangen sein“, schreibt Thomas Mann gleich auf der ersten Seite seines Romans „Zauberberg“, „und je vergangener, könnte man sagen, desto besser für sie in ihrer Eigenschaft als Geschichten und für den Erzähler, den raunenden Beschwörer des Imperfekts.“³ Man könnte auch sagen, dass sich eine Geschichte erst mit ausreichend zeitlicher Distanz erzählen lässt, da gemäss den Gesetzen der Optik zum Fokussieren ein Mindestabstand zwischen dem Betrachter und seinem Objekt notwendig ist. Dagegen würden vermutlich die Journalisten - die Dritten im Bunde der Geschichtenerzähler - protestieren, deren Kerngeschäft es ja ist, Geschichten über das Leben heutiger Menschen zu erzählen.

So müssen wir damit leben, dass es im Bermudadreieck von Geschichtsschreibung, Dichtung und Journalismus ein Niemandsland - oder besser: eine gemeinwirtschaftlich genutzten Weide, eine Allmend - gibt, in der nicht immer klar ist, wer in welcher Disziplin tätig ist. Der Grazer Historiker Harald Gröller, dessen Dissertation ich den historischen Überblick zu dieser Frage verdanke, spricht von einer „friedlichen Koexistenz“ zwischen Dichtern und Historikern nach Aristoteles, durch das Mittelalter und über die Renaissance hinaus bis ins 18. Jahrhundert⁴. Im Zeitalter der Aufklärung aber wurde ein Teilgebiet der Philosophie nach dem anderen in den Rang einer eigenständigen Wissenschaft erhoben, und nacheinander steckten alle Disziplinen ihr eigenes Arbeitsfeld ab, um den strengen Regeln ihrer Wissenschaftlichkeit zu genügen. So wurde die weite Weide des Erzählens durch immer mehr Zäune unterteilt: die Historiker zäunten ihre Privatweide ein, auf der sonst niemand etwas zu suchen hatte, dann auch die Theologen und die Philosophen. Was

³ Thomas Mann: Zauberberg. Berlin 1924, S. 1

⁴ Harald Dionys Gröller: Im Spannungsfeld von Klio und Kalliope - Der Schuhmeier-Roman von Robert Ascher. Dissertation. Debrecen 2008.

übrig blieb, war das Niemandsland des Ungefährten – und das sollte dann die Spielwiese der schönen Literatur sein.

Wenn aber auf einem freien Feld Zäune gezogen werden, – das lehrt uns der Wilde Westen – geraten sich unausweichlich Cowboys und Ackerbauern in die Haare, manchmal auch noch die Indianer. Ich möchte mich hier nicht auf eine Debatte darüber einlassen, wer in diesem Bild die Cowboys sind: die Dichter oder die Geschichtsschreiber. Tatsache aber ist, dass die Mehrzahl der Historiker, kaum dass sie im 18. Jahrhundert ihren wissenschaftlich legitimierten Zaun gegen die Schriftstellerei gezogen hatten, aus grosser Höhe und mit vornehm gerümpfter Nase auf das mutwillige Treiben der Dichter hinuntersahen. Umgekehrt zahlte es ihnen der Dichter Jean-Jacques Rousseau, der doch selbst ein halber Aufklärer war, mit beleidigender Münze heim, indem er die Ansicht vertrat, dass der Romanschreiber sich vom Geschichtsschreiber allenfalls dadurch unterscheide, dass dieser sich der eigenen Vorstellungskraft bediene, während jener auf anderer Leute Phantasie angewiesen sei.⁵ Versöhnlicher sah die Sache ein paar Jahrzehnte später Johann Wolfgang von Goethe, der an Friedrich von Schiller schrieb: „Die Frage, wer höher steht, der Historiker oder der Dichter, darf gar nicht aufgeworfen werden; sie konkurrieren nicht miteinander, sowenig als der Wettläufer mit dem Faustkämpfer. Jedem gebührt seine eigene Krone.“⁶

Nachdem die Rangordnung nun geklärt ist, bleibt immer noch die Frage: Wodurch unterscheidet sich Historie von der schönen Literatur? Ich meine: Es kommt drauf an. Manchmal unterscheidet sie sich mehr, manchmal weniger, oft nicht so sehr. Natürlich verpflichtet sich der Historiker auf Wissenschaftlichkeit, das heisst Methodenreinheit und

⁵ „Je vois peu de différence entre ces romans et vos histoires, si ce n'est que le romancier se livre davantage à sa propre imagination, et que l'historien s'asservit plus à celle d'autrui [...].“ Rousseau, Jean-Jacques: *Émile ou de l'éducation*. Hrsg. v. Richard, F./Richard, P. Paris: o.V. (1961), S. 283.

⁶ Johann Wolfgang v. Goethe, zitiert nach: Vietor, Karl: *Der Dichter und die Geschichte*, in: Neubuhr, Elfriede (Hrsg.): *Geschichtsdrama*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft (1980), S. 368.

Quellenkritik, während ich als Romaneschreiber in einem Verfahren, das ich hier keineswegs offen legen werde, immer nur meiner eigenen Nase folge. Wahr ist aber auch, dass jeder Historiker seine Themen letztlich nach sehr persönlichen Kriterien wählt, und dass nur die langweiligsten Faktenhuber unter den Geschichtsschreibern es sich wirklich verkneifen können, ihrem Werk einen ganz kleinen Odem ihrer eigenen unsterblichen Seele einzuhauchen.

„Tatsächlich gibt es auch bis zum heutigen Tag kein einziges Geschichtswerk,“ schrieb Egon Friedell 1927, „das in dem geforderten Sinne objektiv wäre. Sollte aber einmal ein Sterblicher die Kraft finden, etwas so Unparteiisches zu schreiben, so würde die Konstatierung dieser Tatsache immer noch grosse Schwierigkeiten machen: denn dazu gehört ein zweiter Sterblicher, der die Kraft fände, etwas so Langweiliges zu lesen.“⁷

Gerechterweise muss man sagen, dass auch Romanschriftsteller zuweilen die Kraft finden, Romane von geradezu übermenschlicher Fadheit zu verfassen. Das liegt meist an halbgaren Gedanken, schlechtem Stil und schlechtem Stoff, oder daran, dass der Dichter in der Überfülle seines Stoffes erstickt ist und die Gesetze der Dramaturgie vergessen hat. Denn der Dichter muss sich, und sei sein Stoff auch noch so gut, nach sorgfältiger Recherche doch immer über jede Faktentreue hinwegsetzen, wenn die Dramaturgie es befiehlt.

Friedrich Nietzsche forderte, dass man „alles aneinander denken, das Vereinzelte zum Ganzen weben“ müsse, „überall mit der Voraussetzung, dass eine Einheit des Planes in die Dinge gelegt werden müsse, wenn sie nicht darinnen sei.“⁸ Alles aneinander denken, das Vereinzelte zum Ganzen weben: eine schönere Definition von gutem literarischem Stil kann ich mir

⁷ Friedell, Egon: Kulturgeschichte der Neuzeit. Die Krisis der europäischen Seele von der Schwarzen Pest bis zum Ersten Weltkrieg. 1. Bd. München: Beck (1927), S. 12.

⁸ Nietzsche, Friedrich: Unzeitgemäße Betrachtungen. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, in: Friedrich Nietzsche. Gesammelte Werke in elf Bänden. 2. Bd. München: Goldmann (1977). (=Goldmanns Gelbe Taschenbücher. Bd. 1472/73.), S. 90.

nicht denken. Nietzsche stellte diese Maxime aber nicht zuhanden der schönen Literatur, sondern für die Geschichtsschreibung auf, und führte so die zwei ungleichen, während der Aufklärung voneinander getrennten siamesischen Zwillinge einander wieder zu. So war es nur folgerichtig und gerecht, dass der erste deutsche Nobelpreisträger überhaupt der Historiker Theodor Mommsen war. Er wurde 1902 für seine stilistisch glanzvolle „Römische Geschichte“ ausgezeichnet – und zwar nicht als Historiker, sondern als Literat.

Was also sollen wir unternehmen, um auf dem Weg nach Stockholm rascher vorankommen? Gewiss kann die Losung nicht lauten, dass die Historiker sich nun des Schönschreibens befleißigen, um als Literaten bestehen zu können. Umgekehrt sollten die Romanschreiber nicht den Ehrgeiz entwickeln, als Geschichtsschreiber akademische Lorbeeren zu verdienen. Und wirklich unerfreulich wäre es, wenn die Schreiber beider Disziplinen zwecks Darstellung von Geschichte nur noch historische Romane schreiben würden. Denn den Autoren historischer Romane wirft man bekanntlich vor, „dass sie entweder einfallslose Künstler seien, die sich in Ermangelung eigener Phantasie den Stoff von der Historie entlehnen würden, oder schlechte Historiker wären, die es mit der Methodenreinheit und der Quellenkritik nicht so genau nehmen würden.“⁹ Ein herber Doppelvorf, dem ich für meine Person, wenn ich mir meine Produktion so anschau, zerknirscht nickend zustimmen muss.

Was also sollen wir tun? Ich meine, es hilft alles nichts: Die weite Weide des Erzählens wird nie wieder in den Zustand vor-aristotelischer Zaunlosigkeit zurückkehren, und das wäre auch gar nicht wünschbar. Ein Historiker ist ein Historiker, ein Dichter ist ein Dichter. Nur der Journalist schafft es gelegentlich, ein wenig Dichter und Historiker zugleich zu sein; sein Unglück aber ist es, dass er auf die Auflage und

⁹ Gröller . S. 24

das Wohlwollen der Inserenten schielen muss, und so bleibt er doch stets Journalist. Auch diesem herben Vorwurf muss ich übrigens für meine Person, weil meine Geschichten auch in Zeitungen und bunten Heften erscheinen, zerknirscht nickend zustimmen.

Die Zäune bleiben stehen, es hat keinen Sinn, sie niederzureissen. Aber ein wenig unter den Zäunen durch auf Nachbars Weide grasen können wir schon. Der Historiker kann vom Dichter lernen, dass Geschehnisse erst in einem Erzählzusammenhang begreifbar werden, und dass es mit mechanischem Zusammenschleppen von Material nicht getan ist. Der Romanschriftsteller umgekehrt kann von seinem wissenschaftlichen Zwilling lernen, dass Wahrhaftigkeit und grösstmöglicher Ernst Grundbedingungen für literarische Glaubwürdigkeit sind. Was nun unsere natürlichen Brüder, die Journalisten, betrifft, so habe ich die nur am Rand erwähnt, weil die ihre Sache schon recht machen und von mir keinen Rat brauchen - ausser dem, dass sie nicht immer nur nach Auflagen und Inseraten schielen sollen, sondern auch mal das tun, was ihnen wirklich wichtig und richtig erscheint.

Schluss